

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BEIDSEITS DES ATLANTIKS

Auf das Ende des Wintersemesters 1968/69 ist Professor Max Silberschmidt als Ordinarius für Allgemeine Geschichte und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich zurückgetreten. Aus diesem Anlass und als Festgabe zum siebzigsten Geburtstag des Historikers haben Max Mittler und Robert Schneebeli unter dem Titel «Beidseits des Atlantik; Studien über Wirtschaft, Gesellschaft und Staat» eine Auswahl aus dem wissenschaftlichen Werk ihres früheren akademischen Lehrers veröffentlicht¹. Der Sammelband, der als eine Anthologie verstreuter und schwer zugänglicher Einzelschriften wie als Erinnerungsbuch den Freunden und zahlreichen Schülern des Zürcher Dozenten willkommen sein wird, ist darüber hinaus vorzüglich geeignet, den politisch und zeitgeschichtlich interessierten Leser überhaupt anzusprechen. Die Mehrzahl der vorliegenden elf Arbeiten befasst sich, wie der Buchtitel anzeigt, mit Themen der amerikanischen und englischen Geschichte; Aufsätze zur europäischen Wirtschaftsgeschichte, eine schöne und bekenntnishafte Würdigung Churchills und ein Reisebericht aus Indien ergänzen die Auswahl, so dass der ausgedehnte Wissensbereich, der Max Silberschmidt in Forschung und Lehre übertragen war, sehr eindrücklich dokumentiert wird.

«The function of the historian», hat ein zeitgenössischer englischer Historiker, E. H. Carr, bemerkt, «is neither to love the past nor to emancipate himself from the past, but to master it as the key to the understanding of the present.» Der Satz liesse sich als treffendes Motto über diese Sammlung historischer Untersuchungen setzen. Man wird in den Arbeiten Silber-

schmidts keine behaglich ausmalende Schilderung vergangener Zeitumstände, entschwundener Persönlichkeiten finden; solchem Ausweichen ins Gestern, solchem geniesserischen Verweilen stehen die Sachlichkeit, der Skeptizismus und das ausgeprägte Gegenwartsbewusstsein des Verfassers entgegen. Dem noch weithin verbreiteten Glauben, der Historiker habe seinen Standort irgendwo ausserhalb des Weltgeschehens zu beziehen, um «objektiv», um «voraussetzungsfrei» urteilen zu können, begegnet Max Silberschmidt mit einem akzentuierten Bekenntnis zur eigenen Geschichtlichkeit; im Zentrum seiner Geschichtsbetrachtung steht das Betroffensein durch einen historischen Sachverhalt und dessen Aufhellung aus der Sicht einer bestimmten Gegenwartserfahrung. Hier werden keine Urteile gefällt, keine Gesetzmässigkeiten konstatiert, keine methodologischen Konzepte exemplifiziert; hier geht es um Interpretation, um sorgfältiges Abwägen, um den Versuch, unter einer Vielzahl historisch wirksamer Kräfte jene ausfindig und sichtbar zu machen, die nicht bloss zeitbedingte Erscheinung und zufällige Arabeske sind.

Einer der vorliegenden Aufsätze, der dem «Politischen Weltbild der Briten im 18. Jahrhundert» gilt, beginnt bezeichnend genug mit der Feststellung, der Jahresrückblick der «New York Times» vom 30. Dezember 1955 befasse sich im Grunde genommen mit keinen anderen Themen als solchen, die bereits im England der Aufklärungszeit bedacht und diskutiert worden seien. Die Modernität des politischen und wirtschaftlichen Denkens während der ersten Amtsperiode des jüngeren Pitt hat Max Silberschmidt immer fasziniert; seinen

Arbeiten verdanken wir es, wenn jene Zeit des Wandels und der schöpferischen Unruhe, die in unserem kontinentalen Geschichtsverständnis zu Unrecht neben dem Bildungserlebnis der deutschen Klassik und der Bedeutung der Französischen Revolution zurücktritt, in Zürich zum Gegenstand wissenschaftlichen Fragens geworden ist. Die Auseinandersetzung um die Gleichheit der Rassen, um das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie, um Monopol- und Freihandel hat an Aktualität wenig verloren; auch will uns scheinen, als habe sich damals zwischen humanen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen jene Interdependenz geltend gemacht, die ein Kennzeichen der geistigen Situation unserer Zeit ist. Dem Zürcher Historiker ist das Studium solcher Zusammenhänge ein wichtiges Anliegen. Er weist am Beispiel des Abolitionismus nach, wie sich der religiöse Impetus der Sklavereigegner mit reichspolitischen Reformplänen verband; er stellt dar, wie die Industrielle Revolution ein neues Sozialempfinden zu wecken vermochte; und er erkennt im Übergang vom ersten zum zweiten englischen Imperium die ersten Ansätze eines kolonialen Verantwortungsgefühls. So wird in Silberschmidts Untersuchungen jene eigentümliche Verflechtung von Moral und Politik, von zweifelnder Gewissensergründung und hochgemutem Fortschrittsglauben sichtbar, wie sie im ausgehenden 18. Jahrhundert die englische Geschichte bestimmte, und die innere Verwandtschaft zwischen heutiger und damaliger Argumentation tritt überraschend deutlich hervor.

Von solcher Thematik aus öffnet sich der Blick des Historikers ganz natürlich nach der Neuen Welt, nach jenem jungen Amerika, dem die europäischen Zeitgenossen es als Vorzug anrechneten, dass es die kontinentalen Erfahrungen der Aufklärung

frei von den Hemmnissen der Tradition und vorgegebenen Ordnungen verwerten konnte, dem man aber nur schwer verzieh, dass es seiner eigenen Entwicklung leben wollte. Von den zahlreichen Publikationen, die Max Silberschmidt in den letzten drei Jahrzehnten der Geschichte der Vereinigten Staaten gewidmet hat, haben die Herausgeber drei Arbeiten ausgewählt, die sich mit Entwicklung von Staat und Gesellschaft, mit der Geschichte der Präsidenten und der globalen Verantwortung der Nation befassen. Bei aller thematischen Verschiedenheit wird in diesen Aufsätzen immer wieder, von verschiedenen Gesichtspunkten her, die Frage nach dem europäisch-amerikanischen Verhältnis gestellt. Dieses Verhältnis ist, man weiss es, immer reich an merkwürdigen und unnötigen Missverständnissen gewesen; seine Geschichte liest sich stellenweise wie das psychiatrische Gutachten über eine besonders schwierige Vater-Sohn-Beziehung. Der Historiker wird sich hier besonders hüten müssen, seinen Standort zum Zentrum eines Bezugssystems zu machen; er wird den vorgefassten Meinungen, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben, ebenso kritisch entgegenzutreten müssen wie den Ressentiments, welche die Gegenwartssituation inspirieren mag. Max Silberschmidts Überlegungen zum Problem der atlantischen Beziehungen werden diesen Forderungen gerecht. Seine Interpretation macht die Missverständnisse zwar nicht entschuldbar, aber doch verständlich, und mehr wird der Historiker da nicht leisten können, wo vor ihm so viele Politiker versagt haben.

Urs Bitterli

¹ Max Silberschmidt, *Beidseits des Atlantik; Studien über Wirtschaft, Gesellschaft und Staat*, herausgegeben von Max Mittler und Robert Schneebeli, Atlantis-Verlag, Zürich. Nebenbei: Korrekt müsste der Titel heissen: «... des Atlantiks.»

« BRAINSTORMING » ÜBER EUROPA

Modelle und Prognosen für die siebziger Jahre

Das in diesem Heft von *Christoph Bertram* kurz dargestellte Forschungsprojekt des Londoner «Institute for Strategic Studies» über «Europa in den siebziger Jahren» ist bei weitem nicht das einzige Unternehmen dieser Art: Daneben gibt es viele andere Modelle, Prognosen und Analysen.

Man kann die Flut futurologischer Schriften um und über Europa einfach mit dem Urteil abtun, Futurologie sei weiter nichts als moderne Wahrsagerei und allenfalls noch ein mehr oder weniger geistreiches Spiel. Doch nichts wäre kurzschichtiger als das. Kein menschliches Handeln und insbesondere kein politisches Handeln ist möglich ohne eine *Orientierung*. Das, was man «spontanes Handeln» nennt, unterscheidet sich von einem «planvollen Handeln» lediglich durch den geringen Grad an *Bewusstheit* der ihm zugrunde liegenden Orientierung. Darum darf man mit Recht behaupten, dass eine Politik um so besser sein wird, je grösser die Anstrengung und die Phantasie sind, die für die Konzipierung der Orientierungshilfen aufgewendet werden.

So verstanden, gewinnt das futurologische Bemühen einen Sinn. Andererseits darf man sich aber nicht durch den Begriff «Futurologie» blenden lassen; an der Futurologie ist weiter nichts als der Name neu, denn die Sache selbst ist so alt wie die Menschheit und liesse sich mit einem ganz einfachen und schlichten Wort bezeichnen: *Vordenken*.

Welche Überlegungen im Rahmen futurologischen Bemühens grundsätzlich anzustellen sind und welche Methoden in Frage kommen, beschreiben *Beate Kohler* und *Renate Nagel* in ihrer Studie «Die Zukunft Europas»; bei dieser Arbeit handelt es sich in erster Linie um eine Bibliographie, doch werden in den einleitenden Abschnitten in knapper, aber ausgezeichnet informierender Form auch noch einige allgemeine Aspekte dargestellt¹. Die Bi-

bliographie selber verzeichnet über 1000 Titel – eine Zahl, die um so mehr überrascht, wenn man bedenkt, dass es sich hier lediglich um eine Auswahl handelt.

Eine wertvolle Unterlage zu weiteren Spekulationen bildet die von Wolfgang Wagner im Namen der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik herausgegebene Studie «*Prognosen für Europa – Die siebziger Jahre zwischen Ost und West*»². Sie beruht auf einem sehr interessanten Verfahren: Es wurde zunächst ein Fragenkatalog ausgearbeitet und dann je einem auf ein Land spezialisierten Verfasser zur Beantwortung übergeben. So liegen nun zehn Länderberichte vor, die die Schlüsselprobleme – beispielsweise die Zukunft der Bündnisprobleme, die Dominanten der Weltpolitik und die Deutsche Frage – je aus dem Blickwinkel eines bestimmten Landes behandeln. Es erübrigt sich eigens zu betonen, dass eine Arbeit wie diese nicht nur für die Entwicklung gesamteuropäischer Orientierungsmodelle grossen Nutzen abwirft, sondern auch in trefflicher Weise der Information über die nationalen Interessen der einzelnen Staaten dient.

Bevor man zur Konstruktion von Modellen schreitet, tut man gut daran, die Grundprobleme näher zu betrachten, die jedes Modell als Hypothesen der Vergangenheit belasten müssen. Das geschieht beispielsweise in dem vom Wiener Institut für Friedensforschung veröffentlichten Bericht über ein Symposium zum Thema «*Blocs, the German Problem, and the Future of Europe*»³. An diesem Symposium beteiligten sich Wissenschaftler aus Ost und West. Dass sie zum Schluss kamen, das Deutschlandproblem könne nur durch eine Anerkennung des Status quo – das heisst durch eine diplomatische Anerkennung des Ostberliner Regimes durch die Bundesrepublik – gelöst werden, überrascht nicht. Sehr interessant sind dagegen die Diskussionen über die Frage, ob die ge-

samteuropäischen Entspannungsbestrebungen zwischen den beiden Militärbündnissen oder besser zwischen einzelnen Staaten weiterverfolgt werden sollten; es ergaben sich hier besonders auch unter den Teilnehmern aus osteuropäischen Staaten aufschlussreiche Differenzierungen.

Wenn man die zahllosen Spekulationen um die Zukunft Europas verfolgt, könnte man ob all der wirbelnden Vielfalt von Ideen fast die Tatsache vergessen, dass ja in der jüngsten Vergangenheit bereits einige Versuche unternommen worden sind, kühne Pläne der Europapolitik in die Tat umzusetzen. Solche Versuche sind eines vertieften Studiums wert, denn sie enthüllen die Kräfte, die unter der Oberfläche wirken, und sie erinnern an die Schwierigkeiten, die bestehen. Die amerikanische Politologin *Suzanne J. Bodenheimer* hat es unternommen, die Bemühungen um eine Europäische Politische Union von 1960 bis 1966,

insbesondere die Fouchet-Pläne und ihr Schicksal, eingehend zu untersuchen⁴. Es handelt sich dabei um eine «Case-Study» im besten Sinne: thematisch sehr eng gefasst zwar, aber dank der Gründlichkeit und dem Scharfsinn der Analyse auch die grossen Strömungen freilegend. So vermittelt der aus dem Studium der genannten Periode gewonnene Überblick über die Europamodelle («What Kind of Europe?») fast ebensoviele Aufschlüsse wie selbst das geistreichste futurologische Unternehmen.

Daniel Frei

¹ Die Zukunft Europas (Europäische Schriften des Bildungswerks Europäische Politik, Band 19), Europa Union Verlag GmbH, Köln. – ² C. W. Leske Verlag, Opladen. – ³ Proceedings of the Conference held in Vienna, March 6–7, 1968, International Institute for Peace, Vienna. – ⁴ Political Union: A Microcosm of European Politics, 1960–1966, published under the auspices of the Council of Europe, A. W. Sijthoff, Leyden.

SCHWARZ UND WEISS IN AFRIKA

Aus der Begegnung der abendländischen Zivilisation mit den Traditionen des schwarzen Afrikas ergab sich für die europäisch geschulten schwarzen Afrikaner schon früh immer wieder das Dilemma zwischen Annahme oder Ablehnung der europäischen Kultur und Behauptung der eigenen rassischen und kulturellen Identität.

Damit im Zusammenhang steht auch die Frage der Rassenvermischung oder Rassentrennung, die dort besondere Bedeutung erlangte, wo Weisse in grösserer Zahl sich dauernd ansiedelten und teilweise mit der einheimischen Bevölkerung vermischten. Diese zweite Frage hat in den verschiedenen Ländern die mannigfachsten Lösungen gefunden – von der völlig freien Vermischung, die für Madagaskar charakteristisch ist, bis zur grundsätzlichen Segregation oder «Apartheid» in Südafrika. Die Rassenfrage steht zwar in den Augen der vor allem ideologisch Denkenden im Vordergrund, scheint mir aber in Wirk-

lichkeit von eher sekundärer Bedeutung zu sein gegenüber der Hauptfrage der kulturellen und nationalen Identität eines Volkes. Segregation ist nicht ein Endziel an sich, sondern nur ein Mittel zum Zweck der nationalen und kulturellen Selbstverwirklichung und Selbsterhaltung.

Auch im Falle der ganzen oder teilweisen Annahme einer fremden Kultur bleibt die Frage, ob und wie es möglich ist, dennoch die eigene Identität zu behaupten. Sie hat sich seit den Erfolgen der christlichen Mission in Westafrika gestellt und ist neuerdings auf mannigfache Weise aktuell in den unabhängig gewordenen Ländern Afrikas, zum Beispiel bei den Versuchen, mit dem politischen System der Demokratie fertig zu werden.

Beim Ringen um das Rassenproblem Südafrikas spielen beide Fragen eine Rolle: nämlich für die Weissen wie für die Schwarzen die Frage der Erhaltung der nationalen und kulturellen Identität einer-

seits und die Frage der Rassentrennung oder -vermischung andererseits. In Madagaskar dagegen, wo die ganze Bevölkerung als Nation mit eigener Sprache und Kultur geeint ist, obwohl sie sich aus 18 verschiedenen gemischten «Rassen» zusammensetzt, ist die freie Vermischung, so viel ich gesehen habe, für alle Bevölkerungsgruppen eine Selbstverständlichkeit, selbst wenn dort Rivalitäten weiter bestehen.

Anhand einiger Neuerscheinungen möchte ich versuchen, neue Entwicklungen in der Beurteilung der genannten Probleme aus verschiedenen Gesichtswinkeln aufzuzeigen. An erster Stelle ist *Robert W. Julys* Arbeit über «The origins of modern African thought» zu nennen¹. July schildert gestützt auf einlässliche Studien die Ursprünge des modernen afrikanischen Denkens. Ausgehend von den Auswirkungen des Sklavenhandels, der Ansiedlung befreiter Negerklaven in Sierra Leone durch die Engländer und in Liberia durch die Amerikaner sowie von dem durch die französischen Niederlassungen in Senegal dort entstandenen Bevölkerungsgemisch, beschreibt er den Werdegang und die Gedankenwelt von etwa 40 afrikanischen Persönlichkeiten aus den verschiedensten Bereichen. Sie spielten in den 150 Jahren seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle in der Verbreitung der weissen Zivilisation unter den Eingeborenen; unter ihnen befinden sich etwa Alexander Crummell (geb. 1818), Africanus Horton (1835), Bischof Samuel Crowther, Bischof James Johnson und vor allem Edward Blythen (1832), der nach July die erste afrikanische Persönlichkeit von bedeutendem Format war.

Männern, die von der Notwendigkeit der Assimilation an die französische oder angelsächsische Kultur überzeugt waren wie Abbé Boilat oder Bischof Crowther, standen andere gegenüber, die Mühe hatten, ein Gleichgewicht zwischen ihrer Liebe zum Christentum und ihrer leidenschaftlichen Hingabe an ihr Afrikanertum zu finden. Rassen haben ihre eigene Individualität, sagte schon der 1819 in New York geborene Crummell trotz seiner Begeiste-

rung für die westlich-christliche, besonders die angelsächsische Zivilisation (S. 108). Vor allem aber erscheint Blythen, der wie Crummell eine Zeitlang in Liberia tätig war, als Vorläufer der Doktrin von der Bedeutung und Eigenart der afrikanischen Zivilisation. Er beklagte, dass die Neger in Amerika von ihren kulturellen Wurzeln abgeschnitten wurden und dadurch verkümmerten, dass sie einer fremden Lebensweise aufgepfropft wurden und so nie ihre natürliche Blüte erreichen konnten (S. 212ff.). Später entwickelte Bischof James Johnson ähnliche Gedanken und rief zum vermehrten Gebrauch der afrikanischen Traditionen, Gedanken und Sprachen auf (S. 282 und S. 289).

July zeigt auch, wie das afrikanische Denken beeinflusst wurde durch das Auf und Ab der Politik der europäischen Mächte in Afrika zwischen Sklavenhandel und Sklavenbefreiung, durch die Ideen der Französischen Revolution, durch Reaktion und Fortschritt im 19. Jahrhundert und durch den Ausbau der Kolonialreiche.

Ein Epilog über das Emporkommen des modernen Westafrikaners ist der Entstehung unabhängiger Staaten unter Führern wie Senghor, Nkrumah, Sekou Touré sowie der Entwicklung von Ideen über die afrikanische Ebenbürtigkeit und kulturelle Emanzipation im Rahmen einer allgemein menschlichen Kultur gewidmet.

Allan Drury führt in seinem Buch «A Very Strange Society» mitten in die Gegenwartsprobleme der weissen, schwarzen und braunen Südafrikaner². Er stützt sich auf ein Jahr intensiver Vorstudien, gefolgt von einer inhaltsreichen Reise durch das Land; der Verfasser hatte dabei Gelegenheit zu einem intensiven Gedankenaustausch mit einer Vielzahl von Persönlichkeiten aller Lager und Meinungen, die ihm die verschiedenen Standpunkte, Wünsche und Ziele bald leidenschaftlich, bald sachlich und abgewogen darlegten. Das Buch fasziniert sowohl durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts wie durch die Lebendigkeit der Berichterstattung, wobei der Verfasser seine Gewährsleute zum grossen Teil selbst zu Worte kommen lässt und

die mannigfaltigen Meinungen in fairer und weitgehend unvoreingenommener Weise wiedergibt, ohne seine eigenen Ideale zu verleugnen.

Der Inhalt ist nach dem Ort der Begegnungen geordnet: Pretoria, Johannesburg, Durban, Zululand, Transkei, King Williamstown, Port Elisabeth, Garden Route, Kapstadt mit Besuch des Parlaments, nochmals Johannesburg und Krügerpark, so dass der Leser die Reise sozusagen miterlebt. Er hört zum Beispiel einen hohen Richter sich über das Rechtswesen äussern, einen Polizeigeneral über die Bekämpfung der Kommunisten, Geistliche und Missionare über ihre Sorgen wegen der Regierung wie auch über ihre Eindrücke von den Schwarzen. Der Leiter der «Bantu Investment Corporation» schildert die im Gang befindlichen Bemühungen und Zukunftspläne für die wirtschaftliche Entwicklung der Bantu in ihren Heimatländern (Bantustans). Dazwischen kommen ein Untergrund-Kommunist, Liberale und Progressisten, enttäuschte, verbitterte, kritische, aber auch zur Regierungspolitik positiv eingestellte englisch sprechende Weisse, Inder, Mischlinge, Bantu zum Wort, ferner auch Ministerpräsident Matanzima nebst seinen weissen Beratern sowie sein Opponent Guzana und schliesslich natürlich auch *afrikaans* sprechende weisse Befürworter und Kritiker der Regierungspolitik. Eindrücklich ist, was der Industrielle und Befürworter der Partnerschaft in der Wirtschaft, Dr. Anton Rupert, der sich nicht scheut selbst mit dem guten Beispiel voranzugehen, zu sagen hat über die Notwendigkeit der Stabilität, der Zusammenarbeit in Südafrika selbst und auf dem ganzen Kontinent. Ein Chefredaktor schildert, wie es Dr. Verwoerd gelang, durch seine psychologisch geschickte Methode der kleinen, aber sich rasch folgenden Schritte während seiner Regierungszeit bedeutende Fortschritte zugunsten der Nichtweissen zu erzielen, von denen man sich eigentlich erst Rechenschaft gebe, wenn man nachträglich das Erreichte vergleiche mit dem Zustand, als er an die Macht kam.

Der Leser erfährt auch, wie Verwoerd selbst nicht lange vor seinem tragischen Tod die Grundzüge seiner Politik darlegte: nämlich dass er bemüht sei, den Nichtweissen zu helfen, sich so rasch zu entwickeln, als es ihnen möglich sei, jedoch ohne Überstürzung, denn noch sei es nötig, dass die Regierung in manchem zum Rechten sehe, wie zum Beispiel beim Schutz des Bodens gegen Erosion infolge sorgloser Übernutzung. Die Selbständigkeit der Mischlinge und Inder, die als Minderheiten der Gefahr der Majorisierung ausgesetzt seien, hoffe er zu sichern durch ein System lokaler kommunaler oder städtischer Autonomie für die Verwaltung der eigenen Angelegenheiten. Verwoerds Nachfolger, Vorster, damals Justizminister, erläuterte die viel kritisierten «Polizeistaatmethoden». Der oppositionelle Afrikaner Rev. Beyers-Naudé, Leiter des «Christian Institute», sagte, die Pressionen des Auslandes erschweren nur statt zu helfen, die Bemühungen, einen liberalen Einfluss unter den weissen Afrikanern auszuüben. Die Welt sollte Südafrika Zeit geben, seine Probleme selbst zu lösen.

In 20 positiven und 10 negativen Schlussfolgerungen des Verfassers wird die Tiefe der Unterschiede zwischen Weissen und Nichtweissen sowie zwischen den verschiedenen nichtweissen Gruppen unter sich bestätigt, und es wird auch anerkannt, dass die Weissen das Land zivilisiert und daraus einen der vitalsten und leistungsfähigsten Staaten der Welt gemacht haben. Dieser bedarf jetzt und wohl noch für Generationen ihrer Leitung. Darum ist die weisse Gruppe keinesfalls bereit abzudanken und macht von ihrem Recht auf Verteidigung Gebrauch. Sie ist jedoch in ihrer grossen Mehrheit gewillt, für die Entwicklung der Nichtweissen bis zur Selbstregierung in ihren eigenen Gebieten gewaltige Aufwendungen auf sich zu nehmen.

Die kritischen Schlussfolgerungen beziehen sich besonders auf die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit im Interesse der Staatssicherheit, auf die «kleine Apartheid» und die Härten der «Group Areas Act» und der Passgesetze und plä-

dieren für den Mut, menschlich zu sein. Andererseits stellt der Verfasser fest, es sei höchste Zeit für die Welt und nicht zuletzt auch für die USA und die schwarzen Staaten Afrikas, zu einem gereiften Urteil über Südafrika zu gelangen.

Der an der Universität von Massachusetts tätige *Edward Feit*, Verfasser des Buches «African Opposition in South Africa», hat einen grossen Teil seiner Ausbildung in Südafrika erhalten und kennt sich dort gut aus³. Hauptinhalt seines mit bemerkenswerter Sachkenntnis und Offenheit geschriebenen Buches bilden die Entstehung und Organisation, die Ziele und leitenden Persönlichkeiten sowie die Aktionen des 1931 gegründeten «African National Congress» (ANC) und dessen Verhältnis zu den andern «Congress»-Organisationen. Einlässlich werden besonders die beiden grossen Aktionen geschildert gegen die Umsiedlung der schwarzen Arbeiter aus den Slums von Johannesburg in neue moderne Arbeitersiedlungen in Meadowland 1953 bis 1955 («Western Areas Removal») und gegen die Neuordnung des Schulwesens für die Bantu auf der Basis der Rassentrennung («Bantu Education Campaign» 1955). Während die Leiter des Kongresses und ihre weissen Ratgeber hofften, die Massen durch systematische Bekämpfung der Apartheidspolitik gegen die Regierung zu mobilisieren, trugen die beiden Aktionen dem ANC zwei vernichtende Misserfolge ein. Er verlor zum grossen Teil sein bisheriges Ansehen und seine Zukunftsaussichten. Er überschätzte sowohl seine Stärke wie die Wirksamkeit des Boykottes als Kampfmittel, auf die er blind vertraute. Er verkannte die Stärke der Regierung und wurde, fehlgeleitet durch sich bekämpfende Gruppen und schlechte Ratgeber, auch ein Opfer seiner innern Schwäche. Die grosse Mehrzahl der Bantu war nicht bereit, die Aussicht auf bessere Wohnverhältnisse und die Schulung ihrer Kinder durch solche politische Aktionen zu gefährden.

Daneben enthält das Buch auch interessante Aufschlüsse über die Gliederung der schwarzen Bevölkerung, deren Bourgeois-Schicht, ihre Mentalität und Aspira-

tionen. Die Intellektuellen streben zwar nach sozialer Besserstellung, sind aber im allgemeinen keine Revolutionäre, zum Teil eher konservativ und vom Wunsch nach Respektabilität erfüllt.

Die gemeinsamen Wirtschaftsinteressen sind der Zement, der die antagonistischen Kräfte immer wieder zusammenhält. Wohl spielen in der Wirtschaft die Weissen die entscheidende Rolle, doch erfreuen sich in Südafrika die Schwarzen eines höhern Lebensstandards, besserer Schulung und grösserer städtischer Erfahrung als anderswo in Afrika. Die wirtschaftlichen Fortschritte sind grösser und schneller, als es die Bevölkerung erwartete. Diese Vorteile wollen jetzt die Bantu nicht aufs Spiel setzen. Somit gibt es parallel zur sozialen Trennung eine Art wirtschaftlicher Integration. Beide Gruppen sind aufeinander angewiesen, die Bantu auf das technische Können der Weissen, diese auf die Arbeitskraft der Bantu. Offensichtlich realisieren beide Seiten in steigendem Masse die Gemeinsamkeit ihres Schicksals.

Die Verwoerd-Biographie *Alexander Hepples* atmet Feindseligkeit gegen den Verstorbenen⁴. Zwar vermittelt sie ein interessantes Bild über den Ablauf der Ereignisse, die der Verfasser teilweise aus nächster Nähe miterlebt hat, doch ist die Beurteilung oft abwegig. Hepple bestreitet zwar nicht, dass Verwoerd grosse Talente besessen haben mag, behauptet aber, dass er sie für ein jämmerliches, verkehrtes Ziel eingesetzt habe. Er wirft ihm starren Glauben an die weisse Oberherrschaft und rassistische Besessenheit vor; diese habe ihn veranlasst, den Nichtweissen endlose Grausamkeiten zuzufügen. Der Verfasser zeigt damit, wie wenig er vom Inhalt der Probleme Südafrikas und von den wirklichen Zielen und Beweggründen Verwoerds begriffen hat. Er steht diesen offenbar ebenso verständnislos gegenüber wie seinerzeit den Anliegen seiner eigenen Wähler, was zur Folge hatte, dass die von ihm geleitete Labour Party Südafrikas bei den Wahlen von 1958 ihre letzten drei Sitze mit so drastischen Stimmenverlusten einbüsste, dass sie als Partei zu existieren aufhörte.

In Wirklichkeit war das Ziel Verwoerds nicht Unterdrückung, sondern Entwicklung, nicht Beherrschung, sondern Förderung, nicht Niederhaltung, sondern Selbstverwirklichung der Nichtweissen. Mit dem Programm der Gewährung der Selbstregierung in ihren eigenen Gebieten an die Nichtweissen hat Verwoerd 1966 einen einzigartigen Wahlerfolg erzielt, der es seinem Nachfolger ermöglicht, aktiv die aufbauende Politik der Entwicklung der Nichtweissen vorwärts zu treiben, die auch bei diesen immer grösseres Verständnis findet, wie kürzlich der Wahlerfolg der Partei Matanzimas in der Transkei zeigte. Dank der wirtschaftlichen Prosperität kann diese Entwicklungspolitik mit steigendem Einsatz durchgeführt werden.

In diesem Zusammenhang sei auf eine 1968 erschienene Schrift des bekannten südafrikanischen Schriftstellers *Stuart Cloete*: «South Africa, Its Land, Its People and Achievements» hingewiesen, der dem Lebenswerk Verwoerds besser gerecht wird als Hepple⁵. Er zitiert auf Seite 69 als besonders bedeutungsvoll eine der letzten Erklärungen Verwoerds, worin dieser betonte, entscheidend sei, dass die Beherrschung einer Rasse durch eine andere beseitigt werde, denn solange eine solche bestehe, werde es Widerstand und Unruhe geben. Darum müsse eine Lösung gesucht werden, die darauf berechnet sei, eine solche Beherrschung in jeder Form und in jeder Beziehung zu beseitigen. Im gleichen Sinne schreibt etwa auch *W. A. Landmann* in seinem Buch «A Plea for Understanding, A Reply to the Reformed Church of America»⁶.

Beim Sammelband «Southern Africa and the United States» von *William A. Hance* und Mitverfassern handelt es sich um nichts weniger als eine Überprüfung der bisherigen politischen Haltung der USA gegenüber Südafrika und den benachbarten portugiesischen Gebieten Angola und Mozambique sowie Rhodesien angesichts der sich wandelnden Umstände und Meinungen in Amerika und Afrika⁷. Dabei gelangten die Autoren zum Teil zu unterschiedlichen Beurteilungen.

Vernon McKay, Professor für Afrika-studien an der Johns-Hopkins-Universität, erörtert darin die Auswirkungen des Verhältnisses zwischen Weiss- und Schwarzafrika auf die amerikanische Politik im Lichte der in den letzten Jahren eingetretenen Entwicklungen. Als solche nennt er das Deutlichwerden der starken Machtposition der Weissen, politisch, militärisch und durch die Willenskraft der weissen Führer; andererseits den zunehmenden konservativen Widerstand in Amerika gegen die bis 1960 unbehinderte Anti-Apartheids-Propaganda der «Liberals», ferner die weit verbreitete Sympathie für Rhodesien; und endlich den Wettlauf der Mächte um die Gunst der Afro-Asiaten. McKay vertritt einseitig den Standpunkt der Apartheidsgegner und postuliert die Fortsetzung der amerikanischen Überredungs- und Presionsversuche für eine Änderung der Rassenpolitik im südlichen Afrika, jedoch unter Vermeidung gewalttätiger Methoden, da die USA keinen neuen Krieg brauchen können. Doch müsse am grundlegenden Prinzip einer gerechten Regierung, gestützt auf die Zustimmung der Regierten, und an der Ablehnung jeder auf der Hautfarbe beruhenden Diskrimination festgehalten werden.

Edwin Munger, Professor für Geographie am Technologischen Institut von Kalifornien, untersucht die neueste Entwicklung in der Politik der weissen Südafrikaner, wobei er feststellt, dass in den letzten Jahren, das heisst seit dem Referendum über die Republik in Südafrika, eine tiefgreifende Wandlung eingetreten ist. Als deren wichtigste Erscheinungen nennt er an erster Stelle die sich rasch vollziehende Versöhnung der *afrikaans* und englisch sprechenden Weissen zur Bildung einer geeinten Nation. Dazu tragen neben andern Faktoren vor allem das Emporkommen einer afrikaanssprechenden Unternehmerschicht bei, einer jungen Generation gut ausgebildeter Bauern, die auch Europa kennen. Zweitens stellt er fest, dass trotz der Rassentrennung ein wirklicher Dialog zwischen Weiss und Schwarz an Bedeutung gewinnt, und zwar in der Verwaltung,

zwischen Unternehmern und Arbeitern wie auch auf internationaler Ebene. Die paternalistische Zeit, wo der Weisse für den Schwarzen sprach, ist zu Ende. Schliesslich weist er darauf hin, dass neue Stimmen auftreten. Eine Annäherung der Mischlinge und Inder an die Weissen ist sichtbar. Die wirtschaftliche Lage der Mischlinge hat sich seit den fünfziger Jahren ganz bedeutend verbessert. In der Behandlung der Bantu ist man verständnisvoller und flexibler geworden, auch bezüglich der Transkei.

In allen Bereichen, von denen der Autor berichtet, wie Presse, Literatur, Südwestafrika, Beziehungen zu den Nachbarn, herrscht dynamische Bewegung. Die Einiung der Weissen ermöglicht eine radikal neue Aussenpolitik in Afrika, doch ist es noch zu früh, darüber ein Urteil zu fällen.

Leo Kuper, Professor für Soziologie an der Universität von Kalifornien, behandelt die politische Situation der Nichtweissen in Südafrika. Während Mungers Blick auf die jüngste Gegenwart und auf die Zukunft gerichtet ist, bleiben Kupers Ausführungen im wesentlichen an der Vergangenheit hängen. Er schildert die gescheiterten Versuche in den letzten Jahrzehnten, in Südafrika eine gemischtrassische Gesellschaft aufzubauen. Für eine solche setzten sich neben den Linksliberalen namentlich auch die Kommunisten ein, die in den späten zwanziger und erneut in den fünfziger Jahren einen starken Einfluss ausübten, jedoch weder die wichtigsten Führer noch die Massen der Schwarzen für sich gewinnen konnten.

Gegenwärtig ist für eine interrassische Aktivität fast kein Raum da. Einer Zusammenarbeit der Schwarzen mit Mischlingen und Indern stehen kulturelle, politische, historische und wirtschaftliche Gegensätze im Weg. Die Bantu selbst sind in verschiedene ethnische Gruppen gespalten: in Traditionalisten und Verwestlichte, in städtische Arbeiter und Bauern oder Landarbeiter. Dazu sind die Struktur der Rassenbeziehungen in der Republik und ihre soziale Basis gegenwärtig in Wandlung begriffen, einerseits durch die Durchführung der Politik der getrennten

Entwicklung mit ihren Bantubehörden, beratenden Organen der Mischlinge und Inder sowie durch getrennten Schulunterricht. Andererseits eröffnet die neu erlangte Unabhängigkeit der ehemaligen britischen Protektorate Lesotho, Botswana, Swaziland neue Möglichkeiten politischer Entwicklungen.

William A. Hance, Leiter des Departments für Geographie an der Columbia-Universität, erörtert das Für und Wider einer amerikanischen Distanzierung («disengagement») von Südafrika als eines möglichen Ersatzes für die etwas in Misskredit geratenen Sanktionen. Er tut es vor allem vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, jedoch ebenfalls in Hinblick darauf, die Apartheid in Südafrika zu Fall zu bringen. Er will möglichst objektiv sein, sich jedoch auf die Überzeugung stützen, dass Apartheid kein annehmbares System für menschliche Beziehungen sei. Die Frage bleibt offen, wie weit diese These auf Tatsachen und nicht zum Teil auf Schlagworten, Missverständnissen und einseitigen Informationen beruht.

Als mögliche Massnahmen werden aufgezählt: der Abbau des Regierungs-Engagements in Südafrika (etwa die NASA-Station), Handelsvergünstigungen, kulturelle Zusammenarbeit, Touristenverkehr und andererseits vermehrte Hilfe an politische Emigranten und liberale Gruppen in Südafrika selbst. In der Erörterung der Gründe für und gegen eine solche Politik berücksichtigt der Verfasser die Rolle der amerikanischen Wirtschaftsinteressen, der Handels- und Geschäftsbeziehungen mit Südafrika und der mutmasslichen Reaktion der schwarzen Staaten. Einlässlich wird erörtert, ob die Verbesserung der Lage der Nichtweissen durch solche Pressionen mehr gefördert werden könne als durch die Auswirkungen der steigenden wirtschaftlichen Expansion und Prosperität in Südafrika selbst, oder ob nicht durch die Beeinträchtigung der wirtschaftlichen Blüte als Folge solcher Pressionen das Gegenteil des verfolgten Ziels bewirkt würde und die Nichtweissen die Leidtragenden wären. Das Resultat dieser ins einzelne gehenden

Untersuchung bleibt eher verschwommen. Vieles ist zutreffend, anderes beruht auf Missverständnissen und ungenügender Kenntnis der Verhältnisse.

In dramatischen und gefühlsbetonten Schlussfolgerungen wird die «scheussliche» Apartheid erneut verurteilt, und es werden neue Versuche empfohlen, die Südafrikaner zu ihrer Selbstpreisgabe zu überreden. (Gewisse Amerikaner können es offenbar trotz den anderswo gemachten schlechten Erfahrungen nicht lassen, andere Staaten immer wieder darüber belehren zu wollen, wie sie sich zu verhalten haben.) Daneben werden aber auch durchaus beherzigenswerte Vorschläge gemacht: etwa dass Amerika einen offenen Dialog zwischen Südafrika und den schwarzen Staaten fördern sollte und dass es objektive wissenschaftliche Studien über rassistisches Verhalten und Rassenfraktionen, über Ursprung, Wirkung und Inhalt der Apartheid und über ihre theoretische Begründung, weiter auch über Erfolg und Misserfolg der Entwicklung der Reservate und des Border-Industrieprogramms, über Lebenskosten, Löhne und dergleichen begünstigen sollte. Es ist zu hoffen, dass Professor Hance sich weiterhin selbst an solchen Studien beteiligt, zum Beispiel durch eine eingehendere Untersuchung der Politik der getrennten Entwicklung und der Möglichkeit ihrer Weiterentwicklung und Verbesserung. Dazu wäre freilich ein persönlicher Augenschein in Südafrika unerlässlich.

*

Zu den hier kurz besprochenen Werken sind einige grundsätzliche Feststellungen zu machen.

Um zu richtigen Einsichten und Schlussfolgerungen zu kommen, ist es nötig, sich auf das Wesentliche, die wirklichen Probleme zu konzentrieren und nicht das Nachdenken durch vorgefasste Meinungen und die heutzutage so beliebten ideologischen Schlagworte zu ersetzen, hinter denen sich häufig Fanatismus und Unwissenheit verstecken.

In der Welt im allgemeinen und in einem Vierrassenstaat im besondern geht

es darum, durch eine geeignete Organisation oder Politik das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Nationen und Gruppen sicherzustellen und ihnen den Weg zu ihrer geistigen und materiellen Entfaltung freizugeben. Dabei sind geeignete Vorkehrungen nötig, um zu verhüten, dass einzelne Gruppen durch andere unterjocht und ausgebeutet werden. Es gilt sowohl der Unterjochung von Minderheiten durch die Mehrheit als auch der Unterjochung der Mehrheit durch eine dynamische Minderheit oder durch eine Diktatur nach russischem Muster vorzubeugen.

Besonders schwierig wird die Lösung, wenn man es mit Bevölkerungsgruppen auf sehr unterschiedlicher Kulturstufe und mit ganz verschiedenen Traditionen, Mentalitäten und Lebensweisen zu tun hat. Wesentlich ist nicht die Hautfarbe, die höchstens ein äusseres Symbol von viel tiefer liegenden Unterschieden sein kann, aber nicht sein muss.

Für eine befriedigende Lösung bedarf es stets der Respektierung der Selbstrealisierung jedes Volkes. Mit blossen Formeln wie Demokratie, Gleichberechtigung, Integration, «one man one vote» ist den Problemen nicht beizukommen, weder in Hinblick auf eine Überwindung der Armut, der Unwissenheit und der Rückständigkeit noch in Hinblick auf eine Frieden und Stabilität sichernde politische Ordnung.

Statt die nun einmal vorhandene Verschiedenheit der Völker abzustreiten, ist es nötig, in geduldiger, opferbereiter Arbeit an der Emporhebung der bis jetzt durch Armut, Unwissenheit und Vernachlässigung benachteiligten Völker und Rassen zu arbeiten, um sie durch Erziehung, Anleitung und Mithilfe zu fähigen und gleichberechtigten Gliedern der Völkergemeinschaft zu machen.

Franz Kappeler

¹ Faber & Faber, London 1969. – ² Michael Joseph Ltd., London 1969. – ³ The Hoover Institution on War, Revolution and Peace, Stanford (Cal.) 1967. – ⁴ Pelican Book A 913, Penguin Books, Harmondsworth 1967. – ⁵ da Gama, Johannesburg 1968. – ⁶ National Commercial Printers, Elsie's River C.P. 1968. – ⁷ Columbia University Press, New York and London 1968.

HINWEISE

Der Name *Hermann Kahns*, des Mannes, der die Apokalypse des Atomkriegs in nüchternes strategisches Kalkül zu fassen versuchte, wird in Amerika meist mit einem leisen Schaudern ausgesprochen. Ähnliche Gefühle befallen den Leser zeitweise auch bei der Lektüre des Werkes «Ihr werdet es erleben – Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000», das Kahn zusammen mit *Anthony J. Wiener* verfasst hat. (Verlag Fritz Molden, Wien, München, Zürich). Im Original lautet der Untertitel allerdings zutreffender «A framework for speculation», denn Kahn und Wiener geht es weniger darum, bestimmte Prognosen aufzustellen, als vielmehr Tendenzen und mögliche Entwicklungen aufzuzeigen. Mehr als alle gutgemeinten Aufrufe sind diese konkreten Perspektiven geeignet, die zentrale Bedeutung der Frage aufzuzeigen, wie weit der Fortschritt nicht nur möglich, sondern auch wünschbar ist.

*

Mit seiner Reihe «Klett Studienbücher» hat der Ernst Klett-Verlag, Stuttgart, eine Form des Lehrbuchs geschaffen, das in jeder Hinsicht Vorbildlichkeit beanspruchen darf: Der neueste Band dieser Reihe, *Karlheinz Dederkes* «Reich und Republik – Deutschland 1917–1933», zum Beispiel behandelt den Stoff nicht nur im Sinne der «politischen Geschichtsschreibung», sondern vermittelt in geschickt proportionierter Weise auch Angaben über wirtschaftliche Probleme, Interessenverbände, Stile und Methoden der Parteipolitik usw. Der Text ist didaktisch sehr ansprechend gegliedert, indem Rückblicke auf die Zeit vor 1917 und Quellenzitate in Kleindruck erscheinen.

*

Wir leben in einer Zeit der schwindenden Nationalstaatlichkeit. Angesichts einer solchen Relativierung der politischen Ordnungsvorstellungen ist ein Buch über «Die Entstehung des modernen souveränen Staates» von um so grösserem Interesse. In dem so betitelten Sammelband, den

Hanns Hubert Hofmann in der Reihe *Neue Wissenschaftliche Bibliothek* (Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin) herausgegeben hat, sind alle bedeutenden Historiker und Juristen vertreten, die zu diesem Problem Wesentliches zu sagen haben: Unter den vielen seien lediglich Hermann Jahrreiss, Otto Brunner, Fritz Hartung und Theodor Schieder genannt. Thematisch spannt sich der Bogen von Werner Näfs Aufsatz über «Frühformen des modernen Staates im Spätmittelalter» bis zu Gerhard Leibholz' Studie über «Die Zukunft der nationalstaatlichen Souveränität im 20. Jahrhundert».

*

Der List-Verlag, München, gibt unter dem Titel *Geschichte des politischen Denkens* eine Reihe heraus, die weite Beachtung verdient. Bisher sind vier Bände erschienen: «Chinesisches Altertum und konfuzianische Klassik» (Nr. 1504), «Aufklärung und Materialismus im Frankreich des 18. Jahrhunderts» (Nr. 1502), «Die Revolution der Geister» (Nr. 1503) und «Zwischen Revolution und Restauration» (Nr. 1501). Es werden jeweils die wichtigsten politischen Denker einer Epoche in eingehenden Interpretationen vorgestellt. Sorgfältig zusammengestellte Anmerkungsapparate und Bibliographien ergänzen den Text.

*

«New Economics» heisst die heute in den Vereinigten Staaten dominierende Tendenz der Nationalökonomie. Es handelt sich dabei weniger um eine neue Lehre als vielmehr um den Versuch, eine Synthese aller bisherigen Theorien der konkreten wirtschaftspolitischen Entscheidung dienstbar zu machen. *Walter Heller*, Wirtschaftsberater zweier amerikanischer Präsidenten gibt in seinem Bericht «Das Zeitalter der Ökonomen» (J. C. B. Mohr Verlag, Tübingen) einen faszinierenden Einblick in das Zusammenwirken von theoretischen Analysen und den oft handfesten Erwägungen der praktischen Politik.

BERLIN 1945 – EIN TAGEBUCH

Margret Boveri war bis 1937 Redaktorin am «Berliner Tageblatt», später, bis zum Verbot dieser Zeitung, Auslandkorrespondentin der «Frankfurter Zeitung» in Lissabon. Von dort kehrte sie, obwohl ein Verbleiben am sicheren Ort möglich gewesen wäre, 1944 nach Berlin zurück, angezogen von dem bevorstehenden letzten Akt des Zweiten Weltkrieges, welcher, wie sie spürte, hier über die Bühne gehen würde. «Wenn wir abtreten müssen, dann werden wir die Türe so hinter uns zuschlagen, dass man noch lange von uns sprechen wird», so etwa soll Goebbels das Ende des Dritten Reiches vorausgesehen haben – und Margret Boveri wollte diesem Schauspiel aus nächster Nähe folgen, den Abgang der Nationalsozialisten als Zeugin miterleben.

Ihre Erlebnisse hat sie auf regelmässigen Postkarten nach Zürich, nach Aufhören ordentlicher Postverbindungen in einem länger und länger werdenden Brief festgehalten, der Ende 1945 auf abenteuerliche Weise von Margret Boveri selbst nach Westdeutschland gebracht wurde.

So ist ein Tagebuch entstanden, welches die wahrlich dramatische Zeit vom Februar bis zum Dezember 1945 lückenlos überdeckt und ein Dokument von höchster Lebendigkeit geworden ist¹. Der Verfasser dieser Besprechung ist, 19jährig, kurz vor dem Einmarsch der russischen Truppen, im April 1945 aus dem Dienst in Hitlers Armee nach Berlin zurückgekehrt und bis zum November 1946 dort gewesen; er ist daher legitimiert, wenn er bezeugt, dass Margret Boveris Buch ein zeitgeschichtliches Dokument, eine Zeugenaussage ist, wie sie treffsicherer und lebensnaher wohl kaum hätte geschrieben werden können. Aus unzähligen einzelnen Episoden und Bildern steigen demjenigen, der die Zeit miterlebt hat, die damaligen Ängste, Stimmungen, Nöte, Sorgen und Hoffnungen aus dem Gedächtnis herauf, und ein über das andere Mal ist man fasziniert,

wie es gelingt, mit wenigen Worten die ungewöhnlichsten Situationen festzuhalten.

Das Buch hat eine Schwäche, die aber wohl jedem unbearbeiteten Tagebuch anhaftet: Die ununterbrochene Aneinanderreihung kleiner und kleinster Begebenheiten – die für uns damals grosse und grösste Bedeutung hatten – ermüdet. Was macht denn damals den täglichen Kampf um Leben aus? Das Trinkwasser, das man in Zubern weither herbeischleppte, ein Stück Pferdefleisch, das ergattert werden konnte und auf primitivster Feuerstelle gekocht werden musste, Uhren oder Fahrräder, die gestohlen wurden, Plünderung, Einquartierung russischer Soldaten. All das vor der Hintergrund unausgesetzter Greuel- und Terrorgeschichten: Vergewaltigung, Verhaftung, Verschleppung, Mord und Brandstiftung. Die aufzählende Berichterstattung all der grausamen, tragischen, grotesken aber gelegentlich auch komischen Detail und Kleinigkeiten, die uns während viele Monate verfolgten und völlig beherrscht ist, denke ich, für denjenigen, der nicht dabei war, gelegentlich fast eintönig.

Margret Boveri ist sich dessen bewusst und versucht dem dadurch abzuhelfen, dass im Druck deutlich abgehobene Zwischentexte gegeben werden, die das Erlebte und Aufgezeichnete auf den grösseren Zusammenhang des politischen und militärischen Geschehens des Jahres 1945 beziehen. Das hilft, aber nur teilweise. Jedoch nimmt man diese lesetechnische Schwierigkeit gern in Kauf um der Authentizität des Textes willen, die gewahrt wird und bei jeder noch so vorsichtigen Bearbeitung hätte verloren gehen müssen. Es ist verdienstvoll, dass die Autorin der Versuchung zu einer Überarbeitung widerstanden hat.

«Ich lebe noch ... und nun erst recht. Ein eiserner Wille zu überleben war es, der uns alle damals durchhalten liess. Margret Boveri schreibt: «Im Wiederlesen dieser Briefe und Postkarten ist mir ers

zum Bewusstsein gekommen, warum bei vielen von uns die Erinnerungen an die schlimmen Jahre ... Erinnerungen an Hoch-Zeiten sind.» Ja, so ist es – und über diese so frische und unmittelbare Aufzeich-

nung der «Hoch-Zeit» 1945 ist man erfreut und dankbar.

Heinz Albers-Schönberg

¹ Margret Boveri, *Tage des Überlebens* – Berlin 1945, Verlag R. Piper & Co., München.

VOR UND NACH PARACELSDS

Seit 1941, als man den 400. Todestag des Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, in der Fachwelt feierlich beging, ist das Interesse an diesem Schweizer Arzt, Philosophen und Naturforscher an der Schwelle der Neuzeit wiedererwacht. Eine weitläufige Literatur über Paracelsus ist herangewachsen; Tausende von Schriften beschäftigen sich mit ihm, die bezeugen, dass es kaum ein Wissensgebiet gibt, das sich nicht zu ihm in Beziehung setzen liesse. So faszinierend die Frage seiner Nachwirkung sein mag, so bedeutsam erweist sich aber auch die Erkenntnis seiner Verbundenheit mit der Tradition des deutschen Spätmittelalters. Einigen Einzelproblemen aus diesem Fragenkomplex ist der Heidelberger Germanist und Wissenschaftshistoriker *Gerhard Eis* in einer Reihe von Untersuchungen nachgegangen, die unter dem Titel «Vor und nach Paracelsus» erschienen sind.

In seinem ersten Beitrag «*Zur Beurteilung der Tierversuche des Paracelsus*» nimmt der Verfasser kritisch Stellung zu der dem Hohenheimer neuerdings (von Pagel u.a.) zugeschriebenen Priorität, ätherähnliche Substanzen und ihre narkotisierende Wirkung gekannt sowie tierexperimentell – bei Hühnern – erprobt zu haben, und erbringt anhand von Belegen aus dem alten Erfahrungsschatz der Fischer und Jäger den Nachweis, dass man schon viel früher Tiere, und zwar mit verschiedenen pflanzlichen und tierischen Substanzen, sogenannten Tollködern, betäubt hat. Die vom Verfasser aus mittelalterlichen Handschriften beigebrachten Rezepte haben zweifellos wiederholte Beobachtungen am lebenden Tier zur Vor-

aussetzung. Auch Alkohol sowie Schwefelverbindungen, wie sie Paracelsus als Betäubungsmittel benutzte, waren schon rund hundert Jahre vor ihm bekannt.

Auch in den beiden nächsten Studien – «*Utilitas venarum pro minutione*» und «*Zum deutschen Wortschatz des Paracelsus*» – geht es dem Verfasser darum, die Verdienste Hohenheims (hier auf dem Gebiet der medizinischen Fachsprache) ins rechte Licht zu rücken. Ohne seine sprachschöpferische Leistung im ganzen schmälern zu wollen, weist Eis eine ganze Reihe von bisher dem Paracelsus zugeschriebenen Wortprägungen nach, die sich, wenn man ausser der gedruckten Literatur des frühen 16. Jahrhunderts auch die dem Buchdruck vorausgehenden Handschriften berücksichtigt, schon bei älteren Autoren finden lassen. So begegnet man den bisher für rein Paracelsisch gehaltenen Bezeichnungen für die Aderlassstellen des menschlichen Körpers bereits in einer bayrischen Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; dasselbe gilt für folgende sprachliche Belege, die aus vorparacelsischer Quelle stammen: Asphaltus, Brandsalbe, Eiweiss, Kolik, korrosiv, Petroleum, Phlegma, Spiritus, Wacholderöl, Wismut.

In einer Kurzmitteilung über «*Hans Suff von Göppingen*» stellt Eis einen mittelalterlichen Chirurgen vor, den Paracelsus als Autorität anerkannte. Suff war bis 1489 Stadtwundarzt von München und amputierte 1493 mit vier anderen Chirurgen ein an Altersbrand erkranktes Bein Kaiser Friedrichs III. Paracelsus erwähnte ihn namentlich in seinen Basler Vorlesungen des Winters 1527/28 und empfahl den Studenten nicht nur das Originalrezept

eines der Suffschen Stichpflaster, sondern zugleich eine verbesserte Variante eigener Erfindung. Da die Aufzeichnungen des Göppingers nie gedruckt worden sind, kann Hohenheim davon nur aus Handschriften – wahrscheinlich aus Textsammlungen von Berufsgenossen – Kenntnis erlangt haben.

Noch immer ist die Frage ungelöst, ob die Syphilis erst nach der Entdeckung Amerikas aus Westindien in Europa eingeschleppt wurde oder ob sie dort schon früher bekannt war. Als ein Beweisstück für das Vorkommen der Lustseuche im mittelalterlichen Europa galt bisher ein Zitat aus der «Wundarznei» des Deutschordensbruders Heinrich von Pfolzpeundt (1460), worin die allgemeinen Weisungen und Verbote aufgezählt werden, die ein guter Wundarzt zu beachten habe: das Gebot der Nüchternheit, das Verbot bestimmter Speisen (Zwiebeln und Erbsen), die den Atem verunreinigen, das Verbot ausschweiflichen Beischlafs. An einer späteren Stelle hält Pfolzpeundt die Chirurgen ferner dazu an, sich vor der Berührung der Verwundeten die Hände zu waschen. Diese voneinander unabhängigen Vorschriften hat ihr Kommentator A. Widmann, wie Eis in einer Untersuchung über «*Kultische Keuschheit in der mittelalterlichen Medizin*» nachweist, irrtümlich zusammengefasst und so interpretiert, dass die Forderung, wonach die Wundversorgung nur von «keuschen» Personen durchgeführt werden solle, darauf schliessen lasse, dass man Fälle von Übertragung venerischer Krankheiten durch die unge reinigten Hände von Wundärzten beobachtet habe. In Wirklichkeit sagt aber das Pfolzpeundt-Zitat gar nichts über das Alter der europäischen Lues aus, denn bei der Reinheitsforderung der damaligen Chirurgen war nicht der leiseste Gedanke an eine Infektion mit Syphilis im Spiel. Das Keuschheitsgebot stammt vielmehr aus kultisch-magischen Traditionen, die den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ärzten (auch Paracelsus) gleicherweise bekannt waren; es wurzelt in der schon im Altertum, aber noch heutzutage in Au-

stralien, Neu-Guinea und Afrika verbreiteten Vorstellung, dass geschlechtliche Enthaltbarkeit eine Voraussetzung für das Gelingen bestimmter Handlungen und Unternehmungen sei.

«*Medizinische Rezepte aus Schwazer Gewerken.*» – Bekanntlich weilte Paracelsus um 1515 in Schwaz, wo er, wie es heisst, zur Erforschung der Alchemie eine Zeitlang in den Silberminen Siegmund Fiegers (oder Fuegers) tätig war. Man kann sich fragen, ob es wirklich nur alchemistische, nicht etwa auch medizinische Interessen waren, die der junge, ehrgeizige Arzt bei diesem Aufenthalt in Tirol verfolgt hat. In einer medizinischen Handschrift, die 1532 in Südtirol entstand und Eintragungen mehrerer Schreiber enthält, stiess Eis auf Rezepte mit dem Namen Fuegers als Herkunftsvermerk. Dieser hat somit in Schwaz schon vor der Anstellung von Bergärzten medizinische Aufzeichnungen besessen, und es ist durchaus denkbar, dass Paracelsus mit ihm nicht nur alchemistische und metallurgische, sondern auch medizinische Probleme erörtert hat. In den von Eis analysierten Schwazer Quellen finden sich ferner mehrere Pestrezepte, so dass wohl angenommen werden darf, Paracelsus habe bei seinen Studien in Schwaz auch für seine späteren Pestschriften Anregungen empfangen.

In der Einleitung zum «*Liber de nymphis, pygmaeis et salamandris*» des Paracelsus (einer systematischen Abhandlung über die Behausungen, die Gewohnheiten und den Ursprung von Elementargeistern) findet sich eine auffallende Textstelle in Form einer vierfachen Seligpreisung, deren «unüberhörbarer Rhythmus» und «fast bis zum Ende streng durchgeführter Gleichlauf der Sätze» Eis sie als Nachbildung eines Priamels erkennen liess, einer jener kurzen, volksmässigen gnomischen Dichtungen also, wie sie im deutschen Sprachgebiet seit dem 12. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert üblich und beliebt waren. In seinem Aufsatz «*Hohenheims Priamel von den Elementargeistern*» analysiert Eis diesen merkwürdigen Spruch, den er «in der Tradition der komparativischen

Seligpreisungen verankert» sieht, und eruiert darin konkrete Anhaltspunkte für Hohenheims Vertrautheit mit der zeitgenössischen und älteren deutschen Literatur. Schon allein die Nachahmung der Priamelform ist ein Zeugnis für seine Kenntnis der erwähnten Spruchdichtung. Ausser in den Ordensregeln und deren Auslegungen muss sich Paracelsus in den Anleitungen zu gutem Benehmen bei Tisch (zum Beispiel «Tannhäusers Hofzucht»), ferner in den illustrierten Lehrbüchern der Kriegs- und Fechtkunst sowie den im Spätmittelalter dem Frauendienst gewidmeten lehrhaften Minnereden und Minneallegorien ausgekannt haben. Neben der Tannhäusersage und der Undinen-Novelle des Egenolf von Staufenberg erwähnt Paracelsus expressis verbis Dietrich von Bern, Hildebrand, Sigenot und die Christophoruslegende.

«*Von der Rede und dem Schweigen der Alchemisten.*» – Grosse Schwierigkeiten bereitet heute das Lesen alchemistischer Schriften. Wie eine philosophische Schule arbeitete die Alchemie mit eigenen Begriffen. Da sie mit besonderen Stoffen, Geräten und Vorgängen umzugehen hatte, musste ihre Fachsprache besonders vielseitig sein. Für das Verständnis der Alchemisten Sprache wurden – vornehmlich zur Erhellung paracelsischer Schriften – bereits seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Wörterbücher herausgegeben. Dabei sind es weniger die Fachausdrücke der gewöhnlichen Sprache oder die Metaphern und Differenzierungen der gehobenen Sprache, die das Verständnis so sehr erschweren. Die Hauptschwierigkeit bietet die «Arkan Sprache», der alchemistische Geheimstil, dessen sich die Alchemisten häufig bedienen. Der zur Regel gewordene Brauch der Alchemisten, ihre Erkenntnisse geheim zu halten, hat verschiedene Gründe. Zur Zeit ihrer frühesten Entfaltung in Ägypten war die Alchemie das Geheimwissen der Tempelpriester, eines von der Masse des Volkes stark abgehobenen Standes. Die Kunst des Schmelzens, Mischens und Färbens wurde zu sakralen Zwecken ausgebildet und sollte nicht allgemein verbreitet werden. Im

ausgehenden Mittelalter nötigte die Gefahr einer Anklage vor den Ketzergerichten die Alchemisten zur Zurückhaltung. Als sie erkannten, dass zwangsläufig ihre Bücher den Unbefugten nicht für immer unerreichbar bleiben konnten, gestalteten sie als weitere Sicherung ihre Texte so, dass der Uneingeweihte nichts damit anfangen konnte. Die Kunst der schier unauflösbaren Verschlüsselung wurde am virtuosesten in den Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts gehandhabt. Es gibt zahlreiche Zeugnisse dafür, dass es die Rücksicht auf die Mitmenschen war, die den Alchemisten bewog, seine Kenntnisse aus sozialem Verantwortungsbewusstsein zu verbergen: Die «Kunst» soll nicht in die Hände von Geizhalsen gelangen, deren unersättliche Gier sich «in Üppigkeit erlustigen» will, und sie darf nicht in die Gewalt der «Bösen» kommen, die sie zu «eussersten Schaden und Verderben» der Mitmenschen missbrauchen würden. Die Einhaltung des Schweigegebots erforderte grosse Selbstzucht; schwere Verzichte auf persönlichen Vorteil und Ruhm mussten geleistet werden. Das erscheint nur glaubhaft, wenn man bedenkt, dass der Alchemist von einer philosophischen, fast religiösen Idee erfüllt war. Erst nach dem Dreissigjährigen Krieg wurde das gemeinsame Band, das die Alchemisten aus aller Herren Länder in internationaler Solidarität zusammengehalten hatte, durch die sich nun immer stärker entfaltenden nationalökonomischen Triebkräfte gesprengt. Man verliess die alte philosophische Grundlage, die Schweigepflicht fiel, der Alchemist hörte auf, ein Weiser zu sein, um Chemiker oder gar Unternehmer zu werden.

Von speziellem Interesse für die Paracelsus-Forschung sind einige «*Späte Paracelsus-Exzerpte aus unbekanntem Handschriften*», die der Verfasser in Ergänzung zu Sudhoffs grundlegendem Verzeichnis der Handschriften und Drucke, die Paracelsica enthalten (1894), zum Teil aus den wertvollen Beständen seiner eigenen Sammlung, beizubringen vermag. Es handelt sich um Niederschriften vermischten Inhalts vom ausgehenden 16. bis zum Ende des 18.

Jahrhunderts aus verschiedenen Gegenden und von Personen verschiedenen Standes.

Im Jahre 1927 erhielt der Wiener Psychiater Julius Wagner-Jauregg den medizinischen Nobelpreis für seine Forschungen und praktischen Erfolge auf dem Gebiet der Fiebertherapie bei Geisteskrankheiten, besonders bei progressiver Paralyse (syphilitischer Gehirnerweichung). Wagner-Jauregg gilt seither als Entdecker der günstigen Wirkung des hohen Fiebers. Eis zeigt in seiner Studie *«Künstliches Heilfieber im 16. und 17. Jahrhundert»*, dass ein Verfahren zur künstlichen Fiebererzeugung schon lange vorher bekannt war und gezielt zu Heilzwecken angewendet wurde. Er stützt seine These mit dem Hinweis auf mehrere Druckschriften von Paracelsisten des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen, zum Teil unter Berufung auf Paracelsus, sowohl die Heilwirkung des Fiebers als auch die Mittel zu seiner künstlichen Erzeugung beschrieben werden. Bedauerlicherweise g리eten diese Erkenntnisse, wohl weil man – Chinin war damals in Europa noch nicht bekannt – das Fieber noch nicht unter Kontrolle halten konnte, wieder in Vergessenheit.

Einen interessanten Hinweis auf die Tatsache, dass späte Anhänger des Paracelsus «über dessen Zeit hinweg direkt auf mittelalterliche Quellen zurückgegriffen haben», liefert die Kurzarbeit *«Andreas Jessner über die Edelsteine»*. Andreas Jessner von Wittenberg war Paracelsist; schon der Titel seines Buches *«Kunstkammer darin findet die Theoprastische Geheimnüss usw.»* (1580 bzw. 1595) deutet an, dass seine Arbeit in der Gefolgschaft Hohenheims steht. Eis konzentriert seine Untersuchung auf einen Abschnitt des Werkes, der ein zusammenhängendes *«Edelsteinbüchlein»* darstellt, dessen Text er im Anhang buchstabengetreu nach dem sehr seltenen Exemplar seiner eigenen Sammlung wiedergibt. Der Stil (rhythmische Prosa mit stellenweise gereimten Wörtern) dieses Exkurses von der *«Thugent der Edelsteine»*, der auf mehreren mittelalterlichen Quellen beruht, ist auffällig. Es handelt sich in der Tat, wie Eis anhand einiger besonders

schlagender Gegenüberstellungen deutlich macht, um die nicht sehr geschickte Wiedergabe einzelner Partien aus dem sogenannten *«Steinbuch von Volmar»*, einem Reimwerk des 13. Jahrhunderts.

«Eine Äusserung über die Physiognomie der deutschen Stämme aus dem Jahre 1601.» – W. Hellpach hat in seiner mehrfach – auch in verschiedenen Sprachen – aufgelegten *«Deutschen Physiognomik»* die Aufmerksamkeit auf die *«Naturgeschichte der Nationalgesichter»* gelenkt. Dabei ist die Feststellung sogenannter National- und Stammesgesichter keineswegs eine moderne Erkenntnis. Auch Hellpachs Behauptung, die Renaissancezeit habe nichts Wesentliches zur Physiognomik beigetragen, ist irrig, denn gerade der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner *«Deutschen Physiognomik»* ist schon bei einem deutschen Paracelsisten zu finden: bei dem als Arzt, Chemiker, Historiker und Schulmann tätigen Andreas Libavius (gest. 1616).

Über die wichtige Entdeckung bisher unbekannter Paracelsus-Exzerpte in einer Überlinger Handschrift aus dem Jahre 1613 informiert der nächste Beitrag: *«Eine medizinisch-alchemistische Sammelhandschrift des Augsburger Paracelsisten Gabriel Örtel.»* Es handelt sich um kleinere medizinische und alchemistische Texte, deren Hauptpartien von Gabriel Örtels Hand stammen. Das verleiht der Überlinger Handschrift besondere Bedeutung für die Paracelsus-Forschung, denn Örtel gehörte zu jenen Paracelsisten, die Autographen Hohenheims besaßen. Er stand in persönlicher Verbindung mit dem Stadtarzt und Spiritualisten Carolus Widemann in Augsburg, dem man die eigenhändige Abfassung einer wichtigen, jetzt in Leiden befindlichen Paracelsus-Sammelhandschrift verdankt. Von höchstem Interesse ist in dem Überlinger Codex Örtels Abschrift eines verschollenen Paracelsus-Textes (*«Liber vexationum»*) mit der Angabe am Schlusse seines Auszuges, dass er den Wortlaut aus dem Autograph genommen habe.

«Ein Pesttraktat des Görlitzer Paracelsisten Franz Wendler», dessen Kenntnis man

Eis verdankt, stellt, zumindest in seinen medizinischen Partien, ein bemerkenswertes Dokument ärztlicher und menschlicher Hilfsbereitschaft aus dem ersten Jahre des Dreissigjährigen Krieges dar. In seiner Untersuchung hebt Eis nur dasjenige aus Wendlers Schrift hervor, das ihr medizinhistorische Bedeutung verleiht: ein ausführliches Pestregime, dessen deutlich Paracelsus verpflichteten therapeutischen Teil er im Originalwortlaut mitteilt.

«Zur Paracelsusnachfolge im Sudetenraum.» – Bei Handschriftenstudien in böhmischen Bibliotheken sind Eis ein paar Funde geglückt, die das von Sudhoff bereits eruierte und in seiner «Bibliotheca Paracelsica» namhaft gemachte Paracelsus-Schrifttum aus dem Sudetenraum um einige Nummern vermehrt. Ausführlicher beschäftigt sich der Verfasser mit der Gestalt des bislang kaum bekannten Prager Alchemisten Hans Christoph Reinhart d.Ä., von dem er zwei Schriften fand, die ihn als glühenden und wohlunterrichteten Verehrer Hohenheims erweisen. Im Anhang druckt Eis vier unbekannte Gedichte Reinharts ab nach den in seinem Besitz befindlichen Exemplaren des «Tractat der Arcanorum» und des «Liecht der Natur» sowie von Johann Rudolf Glauber, einem fränkischen Paracelsisten, der mancherlei Anregung durch sudetendeutsche Schriftsteller empfangen hat, eine Prophezeiung «Vom Löwen auss Mitternacht» und des sogenannten Basilius Valentinus «Veneris Jagt» aus «Theutschlands Wohlfahrt» (Amsterdam, 1659).

Ein weiteres bemerkenswertes Zeugnis für den böhmisch-mährischen Paracelsismus liefert der zweitletzte Beitrag mit dem Titel «Tiere aus der Phiole». In einer vom Verfasser erworbenen Handschrift aus dem Jahre 1718 findet sich die Kopie eines Berichtes über ein etwa hundert Jahre früher im Laboratorium Karls von Liechtenstein (wohl in Felsberg/Südmähren) angestelltes Experiment: «Krebsen auff Philosophische Weiss geschwinder als in $\frac{1}{4}$ stund wachsen zu machen.» «Der dem Experiment zugrunde liegende Gedanke beruht auf dem Glauben, dass in der Asche der ge-

töteten und verbrannten Krebse etwas von der Lebenskraft enthalten und dass dieses Agens zu neuer Wirkung gebracht werden könnte, wenn die drei Prinzipien (Sal, Sulphur und Mercurius), die Paracelsus für die Grundkräfte alles Lebens hielt, mit ihm in Verbindung gebracht würden.» Der Text ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswert. Einmal stellt er ein direktes Zeugnis dafür dar, dass Karl von Liechtenstein (1569–1627) tatsächlich alchemistisch interessiert war, zum anderen erbringt er den Nachweis, dass es dem Liechtensteiner nicht wie der Mehrzahl der damaligen Fürsten in erster Linie um die Gewinnung von Gold ging, sondern um ein im Grunde rein wissenschaftliches Problem: die Entstehung des organischen Lebens. Hier wird, sagt Eis mit einem Hinweis auf die sagenhafte Erschaffung des Golem im Prager Ghetto durch den Hohen Rabbi Löw sowie den auf paracelsischen Anregungen beruhenden Goetheschen Homunculus, «der eigentlich <faustische> Drang nach gottähnlicher Schöpferkraft als Antrieb und Ziel der alchemistischen Bemühung sichtbar».

Der letzte Aufsatz im Sammelband von Eis ist dem «*Irrealen Magnetismus in der vorromantischen Fachliteratur*» gewidmet. Nicht nur die alchemistische Fachliteratur hat auf die Zeit der Romantik, besonders auch auf Goethe, einen starken Reiz ausgeübt, der die «*attractio electiva*» der alchemistischen Terminologie auf menschliche Beziehungen übertragen und dafür den Begriff «Wahlverwandtschaft» geprägt hat. Der Verfasser spürt in älteren deutschen Handschriften mannigfachen anderen «pseudomagnetischen» Vorgängen und Wirkungen nach, die als Nährboden für die romantische Lehre vom tierischen Magnetismus betrachtet werden können: Pflanzen und Zaubersteine, die wie Magneten wirken, Pfeile und Kugeln aus dem verwundeten Körper ziehen oder die tote Frucht aus dem Leib gebärender Frauen treiben, schwache Wehen verstärken, die Geburt beschleunigen oder – entgegengesetzt wirkend – Gebärmutterprolapsen und Mastdarmvorfällen vorbeu-

gen sowie Hernien verhindern usw. Texte, wie die von Eis aus Stein- und Kräuterbüchern beschriebenen bilden neben den Zaubersprüchen «die Hauptreservoirs der alten Magie». Aus solchen uralten magischen Vorstellungen wurden manche alchemistische Begriffe, so auch die verschiedenen Formen und Phänomene des Anziehens, der «Attraktion», entwickelt. Bei Paracelsus erscheint sogar der Mensch als solcher als Magnet: «Sein Magen zieht wie ein Magnet die Speise an sich, und zwar sowohl die wirkliche durch Mund und Speiseröhre als auch die unsichtbare Quintessenz der Speise ohne Benützung der Verdauungswege.» Mit der Theorie des

Magnetismus erklärt Paracelsus schliesslich in einem theologischen Traktat «Von fasten und casteien» sogar die Behauptung der Legende, der heilige Nikolaus von Flüe (gest. 1487) habe neunzehn Jahre lang, abgesehen von der Eucharistie, ohne Speise und Trank gelebt: Der Magen in seiner Eigenschaft als Magnet habe ihn, ohne den natürlichen Weg des Stoffwechsels zu benützen, geistigerweise Speise zu sich nehmen lassen.

Robert Blaser

¹ Gerhard Eis: Vor und nach Paracelsus, Band 8 der Schriftenreihe «Medizin in Geschichte und Kultur, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1965.

IST DER APHORISMUS TEIL EINES ICH-ROMANS ?

Nun scheint also doch nach bald zweihundert Jahren Georg Christoph Lichtenberg im Bewusstsein einer weiteren Öffentlichkeit ein bekannterer Name werden zu wollen, nachdem er so lange ein verborgenes, wenn auch nicht wirkungsloses Dasein in den Köpfen und vielleicht eher noch in den Herzen nur der hervorragendsten Exponenten des deutschen Geistes geführt hat. Soll man die stolze Linie dieses heimlichsten Ruhmes nachzeichnen? Von den Zeitgenossen Kant, Alexander von Humboldt, der sein Schüler war, den Brüdern Schlegel, Jean Paul und – nicht zu vergessen – Goethe, der zwar seine Schwierigkeiten mit ihm hatte, die sich aber ausdrücklich nicht auf Sprachliches oder Persönliches bezogen, kann man den illustren Zug weiterführen zu Schopenhauer, zu Hebbel, Grillparzer und zu Mörike. Einige Zeit wollte es scheinen, als ob Nietzsches mächtiges Eintreten für Lichtenberg der deutschen Sprache diesen glänzendsten Stilisten wieder schenke. Doch hatte diese Fürsprache bloss das erste zaghafte Einsetzen der wissenschaftlichen Forschung zur Folge. Auch die grosse, tiefe Bewunderung

eines Freud, Thomas Mann und Robert Musil wirkte nicht nach aussen.

Um so erstaunlicher scheint es, dass sich neulich erst die Verhältnisse etwas zu ändern beginnen. Die längst fällige sorgfältige Ausgabe von Lichtenbergs «Sämtlichen Werken» nimmt endlich Gestalt an, nachdem sich der grössere Leserkreis so lange mit unzureichenden Auswahl-Ausgaben hatte begnügen müssen. Und nun ist auch eine grosse, gründliche und würdige Monographie erschienen: *Franz H. Mautners* «Lichtenberg – Geschichte seines Geistes»¹.

Geistesgeschichtliche Spekulationen – so gefährlich und untunlich sie sind – verlocken immer aufs neue, wohl weil sie letztlich doch nichts kosten. So auch im Fall von Lichtenbergs so lange verstecktem Ruhm. Haben sich die Verhältnisse oder gar die Denkgewohnheiten so sehr verändert, dass heute Lichtenbergs innige Skepsis nicht nur Bewunderung der wenigen, sondern Verständnis in breiteren Kreisen fände? Dass heute Lichtenbergs schriftstellerischer Hauptmakel während des ganzen 19. Jahrhunderts, kein einziges grösse-

res vollendetes Werk, geschweige denn ein geschlossenes System hinterlassen zu haben, nicht nur nicht länger mehr störte, sondern im Gegenteil neu und schöpferisch als eine *Synthese aus Analyse* verstanden würde? Viele Erscheinungen im zeitgenössischen Kultur- und Geistesleben lassen uns das tatsächlich glauben. Man wagt heute kaum mehr, in den Kategorien des 19. Jahrhunderts des grossen Werks und der abgerundeten gültigen Leistung zu denken. Bewusstheit entwickelt sich nicht mehr in geduldig bemühtem Gelehrtenfleiss, der noch Jahre und Jahrzehnte auf ein Werk verwendet. Man ist schnell geworden heute. Der Fortschritt der Wissenschaft findet in Aufsätzen und Rezensionen statt. Was gesagt werden kann, braucht nicht mehr unbedingt gesagt zu werden. Es genügt, denkbar zu machen, zu evozieren, da Gesagtes anscheinend immer hoffnungslos hinter dem Bewusstsein zurückbleibt.

In alldem war Lichtenberg unserer Zeit beinahe zweihundert Jahre voraus, und er hat dieses Voraussein vor allem schmerzlich erlebt. Er hat sich entwickelt in einer Zeit, der durchaus noch das Werk galt, die runde Leistung. Ihm jedoch in seinen Aphorismen, aber nicht weniger auch in seiner assoziativ-forttreibenden Prosa war der vollkommene Ausdruck geschenkt, dass alles, was irgend gesagt werden konnte, allein *vollkommen denkbar gemacht* zu sagen war, dass also ein Universum sich umreissen liess mit ein paar Sätzchen und einigen Zeitschriften-Artikeln von geringem Umfang. Seiner einmaligen Fähigkeit war er nur halb bewusst, aber völlig ausgeliefert. Immer von neuem musste der Ansatz zum grossen Werk, ob es sich nun um eine Satire, einen Roman, ein Theaterstück oder eine fachwissenschaftliche Publikation handelte, nach ersten enthusiastischen Anfängen und vielerlei gesammelten Vorstudien in seinen «Sudelbüchern», die uns heute die kostbaren Aphorismenhefte sind, sich versiegen sehen. Und dabei stellt sich immer auch das Gefühl ein, dieser Autor habe zu den wesentlichen Problemen – nicht nur seiner Zeit – Wesentlichstes zu sagen. Aber wenn man die Ansätze

wieder durchlas, sah man sich seltsam erhoben und betrogen zugleich: es war alles schon gesagt, in einer Form, die alles Ausspinnen von selber verbot. Als Beispiel ein wenig Lichtenbergischer Sprachkritik und Sprachphilosophie:

«Ich» und «mich». «Ich» fühle «mich» – sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können sozusagen nicht raisonnieren, ohne falsch zu raisonnieren. Man bedenkt nicht, dass Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder der Deutsch spricht, ist ein Volksphilosoph, und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen von jener. Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs, also, die Berichtigung einer Philosophie, und zwar der allgemeinsten. Allein die gemeine Philosophie hat den Vorteil, dass sie im Besitz der Deklinationen und Konjugationen ist. Es wird also immer von uns wahre Philosophie mit der Sprache der falschen gelehrt. Wörter erklären hilft nichts; denn mit Wörtererklärungen ändere ich ja die Pronomina und ihre Deklinationen noch nicht.

Konnte in weniger Sätzen mehr gesagt werden? Der Abschnitt ist Wittgensteinsche Sprachphilosophie mindestens hundertfünfzig Jahre vor Wittgenstein. In wenigen kühnen Sätzen steckt Lichtenberg die Einsichten eines Lebenswerkes ab, unglücklich begabt mit den Siebenmeilenstiefeln Peter Schlemihls für die Länder des Geistes und die Wege des Denkens, unglücklich begabt, weil ihm alles wie Geschenk vorkam und wie ein «acte gratuit», was immer er zu bedenken und zu formulieren unternahm.

Nun ist klar, dass ein solches ungewöhnliches Nicht-Werk und die Problematik einer solchen Biographie darzustellen den verlocken muss, der «Unmögliches begehrt». Franz H. Mautner ist diesen Weg gegangen. Er war gut vorbereitet, seit Jahrzehnten ist er mit dem Werk Lichtenbergs innig vertraut; eine erste wegweisende Publikation über das Wesen des Aphorismus ist 1933 erschienen; seine Aufsätze zu

«Lichtenbergs PM» (PM ist die Geheimformel, die in den Gedankenbüchern immer wiederkehrt), zu «Amintors Morgenandacht», zu den «Ungedruckten Tagebüchern» bilden eigentliche Schwerpunkte innerhalb der Lichtenberg-Forschung. Wenn Mautner nun zu einer grossen Lichtenberg-Monographie ansetzte, zu einer «Geschichte seines Geistes», durfte man zu Recht gespannt sein.

Um so grösser ist deshalb das Unglück, dass man seines Unternehmens nicht recht froh zu werden vermag. Mautner wollte eine «Geschichte seines Geistes» schreiben, und das Unterfangen verdient den höchsten Respekt, auch wenn den Kenner schon bei dieser Formulierung ein leises Frösteln anwandelt, als müsse er sich wissend einem Ritt über den Bodensee anschliessen. Aber sehen wir zu. Der Autor erklärt in seinem Vorwort:

Dieses Buch hat sich drei Hauptaufgaben gestellt: erstens, den Leser mit dem ganzen Lichtenberg vertraut zu machen, nicht bloss mit dem Aphoristiker – wobei «ganz» nicht quantitativ gemeint ist – um Lichtenberg wirklich verständlich zu machen; zweitens, dies in der Form einer Geschichte seines Geistes zu tun; drittens, diesen beiden Aufgaben untergeordnet, aus der Distanz des durch die Jahrhunderte getrennten demütigen Aussenseiters einen Ersatz zu bieten für das Werk, das nach Lichtenbergs Wunsch «der bösen Welt wegen» erst nach seinem Tode herauskommen sollte, nämlich «eine Geschichte meines Geistes sowohl als elenden Körpers».

Das nimmt sich alles sehr schön aus, ebenso die methodische Erklärung:

Methodisch war unser Forschen und Darstellen beherrscht von dem Bemühen, alle «Teilerkenntnisse» als tatsächlich aus einer Gesamterkenntnis unlösbar Teile zu verstehen, und von der Überzeugung, Lichtenberg in seinem inneren Zusammenhang zu verstehen, sei eine dringlichere Aufgabe, als ihn von aussen her zu erklären.

Nun, das klingt alles sehr schön und möchte vielleicht die reichsten Früchte zei-

tigen, wenn es sich bei dieser Geistes-Biographie nicht gerade um die eines Lichtenberg handelte. Ich habe seine Geistesart oben zu skizzieren versucht. Weil sie eine ist, die alles vollkommen denkbar macht, zwingt sie im Nachvollzug eigentlich zu nichts anderem als zur Paraphrase und zum Kommentar, der notwendig immer nur unter dem Niveau von Lichtenbergs Gedanklichkeit sein kann. Das sieht dann so aus, als versuche man, den unnachahmlichen Linienzug einer genialen Zeichnung mit plumpen Mitteln schlecht und recht nachzuziehen. Oder man ist in der wenig beneidenswerten Lage des armen Hasen, der im Märchen mit dem Igel um die Wette läuft und dem der schnelle Gedanke Lichtenbergs immer wieder von einer andern Seite zuruft: Ick bün allhier! Die Konsequenz aus Mautners Methodik und dem problematischen Versuch einer personalen Geistesgeschichte gerade Lichtenbergs sieht dann so aus, dass zitierter Text Lichtenbergs und paraphrasierender Nachvollzug Mautners sich meist verhalten wie eins zu zwei. Jedem noch so kühnen gedanklichen Entwurf folgt Mautner willig in zu geringem Abstand. Damit vermag er weder zur Klärung noch zur wirklichen Beschreibung von Lichtenbergs verwirrender Fülle tiefer Gedanklichkeit etwas Entscheidendes beizutragen. Da er erklärermassen den «inneren Zusammenhang» nachzuweisen sucht und nichts «von aussen her» erklären möchte, wird man ihn nicht einmal, so gern man's täte, gegen seine Methode verteidigen können. (Dieser Reiter wollte den Bodensee unter sich haben.)

Besser wäre wohl gewesen, man hätte sich Lichtenbergs tiefsinnige Empfehlung zu eigen gemacht, die Dinge nicht nur in der Vergrösserung, sondern manchmal auch in der Verkleinerung, mit umgekehrtem Fernrohr gleichsam, zu erforschen. Für den «Gegenstand» Lichtenberg hätte das allerdings bedeutet, dass sich eine Monographie von über 400 Seiten zu schreiben beinahe von selber verbot. Es gibt Themen, die durch gründliche Ausbreitung eher verlieren, durch essayistischen Zusammenzug etwa in der Art des unvergess-

lichen Lichtenberg-Essays Max Rychners hingegen sich fast von selber klären. Auch Rychners Leistung war wesentlich Paraphrase von Lichtenbergischen Sätzchen. Doch fügten sie sich bei ihm völlig in die schlanken und aussparenden Proportionen des Lichtenbergischen Denkens, wo der

Aphorismus – Teil eines sublimen Ich-Romans – in sich bereits Summe des Ganzen ist.

Jost Andreas Müller

¹ Franz H. Mautner, Lichtenberg – Geschichte seines Geistes, Walter de Gruyter & Co., Berlin 1968.

TABULA IMPERII ROMANI

Bei der Tabula Imperii Romani (TIR) handelt es sich um ein historisches Kartenwerk, das auf über fünfzig Einzelblättern im Massstab 1:1 000 000 das gesamte Gebiet des römischen Reiches darstellen wird¹. Die bisher erschienenen Lieferungen, die zum Teil auch Begleittexte oder Ortsregister mit bibliographischen Angaben enthalten, werden in der Zeitschrift *Germania* 45 (1967), S. 173, kurz erwähnt. Das erste Blatt wurde bereits 1930 veröffentlicht.

Die Karte L 32 umfasst das Gebiet zwischen dem 44. und 48. Breitengrad, bzw. dem 6. und 12. Längengrad; sie reicht somit im Norden von Ostfrankreich über die Schwarzwaldgegend bis nach Südbayern, im Süden von den Cottischen Alpen über Spezia bis zum Apennin. Im Zentrum liegen die heutige Schweiz, ein Teil der Ostalpen und fast die ganze Poebene. Eingetragen sind mit den antiken Namen Flüsse, Verwaltungsbezirke, Völkerschaften, Kolonie- und Munizipalstädte, grössere Vici und Strassenstationen. Besondere Signaturen bezeichnen die wichtigsten Villen auf dem Lande, isolierte Fundstellen, Strassenzüge, Reste von Limitationssystemen, usw. Selbstverständlich handelt es sich um eine Auswahl, die aber zum Beispiel für die Schweiz bei weitem detaillierter ist als die Darstellung auf der bekannten Karte unseres Landes in römischer Zeit von E. Meyer. Merkwürdig ist allerdings die schematische Eintragung des spätrömischen Rheinlimes, dessen Verlauf im Gebiet des Kantons Zürich falsch wiedergegeben ist und der über Konstanz und Bregenz hinaus bis zur Iller fortgesetzt

werden müsste. Im Kommentar vermissen wir Hinweise auf die wichtigsten der zugehörigen Wachttürme, zum Beispiel die inschriftlich bezeugte Warte an der Summa rapida. Leider sind viele der schweizerischen Orte ungenau lokalisiert (Augst-Kaiseraugst, Biel, Olten, Brugg-Altenburg, Zürich, Ufenau, Irgenhausen), was zusammen mit den verschiedenen Druckfehlern im Text auf die ungenügenden geographischen und sprachlichen Kenntnisse der italienischen Kartographen und Drucker zurückzuführen sein wird. – Der Kommentar zur Karte enthält ausser einem Abkürzungs- und Koordinatenverzeichnis ein umfangreiches Ortsregister mit (uneinheitlichen) Hinweisen auf literarische und inschriftliche Belege, die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, ferner mit knappen bibliographischen Angaben. Die Texte sind italienisch verfasst und stammen von nicht weniger als neunzehn Mitarbeitern. Für die Abschnitte, welche die Schweiz betreffen, zeichnet V. von Gonzenbach verantwortlich; es wurden darin erstaunlich viele Einzelheiten berücksichtigt.

Die Tabula Imperii Romani wird überall dort willkommene Dienste leisten, wo man mit der Geographie und Geschichte einer bestimmten Gegend im Altertum nicht näher vertraut ist und sich die entsprechenden Spezialkarten sowie die bibliographischen Unterlagen nur schwer beschaffen kann.

Hans Rudolf Wiedemer

¹ Tabula Imperii Romani. Blatt L 32: Mediolanum – Avenicum – Brigantium. Unione Accademica Nazionale, Rom 1966.

MORAL DER MASSEN MEDIEN

Auf diesen Stabreim legt der bekannte und vielseitige deutsche Publizist und Publizistikwissenschaftler *Harry Pross* sein neues Werk über die Massenkommunikationsmittel fest, und dessen Untertitel: «Prolegomena zu einer Theorie der Publizistik»¹ präzisiert allsogleich, dass es sich dabei nicht um ein weiteres kulturkritisches Klagegedicht zu diesem Thema, sondern um einen wissenschaftlichen Beitrag handle. Die Ausführungen des Autors überraschen dann freilich in doppelter Hinsicht: Von «Moral» im landläufigen Sinn ist nämlich darin nur wenig die Rede, und «Theorie» versteht er offenbar grosszügig-unverbindlich als Synonym zu «Deutung». Dies hängt indes mit seiner ganzheitlichen, von ihm als «kultursoziologisch» qualifizierten Betrachtungsweise zusammen, mit der er dem soziokulturellen Totalphänomen Massenkommunikation gerecht zu werden sich bemüht.

Ansatz und Methode auch dieses Buches zeugen damit einmal mehr von den Schwierigkeiten, mit denen die Wissenschaft von den Massenmedien ringt. Kultur- und Sozialtatsbestände werden ja von diesen in vergleichbarem Mass bewirkt; Geistes- und Sozialwissenschaften scheinen daher gleicherweise berufen, diesen Gegenstand zu erhellen; und beider Verfahren, das historisch-hermeneutische wie das nomologische, vermögen im Rahmen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Arbeitsteilung nur selten zu Resultaten zu kommen, die sich sinnvoll ergänzen. Neopositivistisch erarbeiteten Einzelbefunden der Soziologie und Sozialpsychologie, welche die Aktion der Massenmedien in Sozialbezüge auflösen, stehen vielmehr geisteswissenschaftliche Globaldeutungen, geschichtliche Monographien oder werturteilsbelastete Vergleiche zwischen der Elitekultur und der von den Massenmedien vermittelten meist unversöhnt gegenüber. Auch der Versuch, die beiden Aspekte des Gegenstandes unter dem Titel «Kultursoziologie» zusammenzusehen, führt hier so wenig wie anderswo zu jenem interdisziplinären Brückenschlag, den die Bezeich-

nung verheisst und der dem Erkenntnisobjekt entspräche, sondern reduziert seinerseits regelmässig das soziale Handeln auf kulturelle Konstellationen.

Die kultursoziologische Sicht von Harry Pross ist denn auch eindeutig geisteswissenschaftlicher Art, und konsequenterweise sind seine Konzepte weitgehend der älteren, phänomenologisch verfahrenen Publizistikwissenschaft verpflichtet. Diese eignen sich für einen solchen Abriss der Massenmediengeschichte auch recht gut, lässt sich doch an Merkmalen wie Periodizität oder Publizität deren historische Entwicklung anschaulich und allgemeinverständlich darlegen. Die vielfach geschichtsblinde soziologische und sozialpsychologische Empirie erhält also in Pross' flüssig geschriebener geschichtlicher Deutung der Publikationsmittel eine erfreuliche Ergänzung. Andererseits kann freilich nicht übersehen werden, dass seine wohl systematisch gemeinten Erörterungen zur «Globalen Kommunikation» der Gegenwart die diesbezüglichen reichen wissenschaftlichen Erkenntnisse, welche die verschiedensten Disziplinen schon erarbeitet haben, nur in bescheidenem Ausmass verwerten.

Durchaus eindrücklich ist dagegen sein Nachweis der intensiven Interdependenz von Publikationsmitteln und Kultur-, Wirtschafts- und politischer Gesellschaft seit der Antike. Den Irrtum, es handle sich bei der Presse oder den elektronischen Medien um wenig mehr als blosser Verstärkungs- und Verbreitungstechniken bzw. um periphere wirtschaftliche, politische oder kulturelle Phänomene widerlegt seine wohldokumentierte Schilderung gründlich. Die individuelle, gruppenhafte und gesamtgesellschaftliche Unentbehrlichkeit von Kommunikation wird von ihm vielmehr ebenso überzeugend dargetan wie deren stete Gefährdung durch die objektive Undurchschaubarkeit der Verhältnisse, durch Partikulärinteressen und durch Herrschaftsgelüste. Die «Moral der Massenmedien» bestimmt sich also in diesem Buch nach dem Ausmass, in dem die von diesen

vermittelte Information frei und adäquat ist.

Das erste dieser beiden Postulate ist freilich noch nicht sehr lange allgemein anerkannt, und seine Verwirklichung wird immer wieder von neuem hintertrieben; Pross' Mediengeschichte handelt daher vor allem vom unablässigen Ringen um adäquatere Information und um Mediensysteme, die diese zu geben vermögen, von vielen exklusiven Vorstellungen der Sachwalter der Telekommunikation in diesem Punkt und von gegenteiligen Bedürfnissen derjenigen, die nur durch reichere und bessere Information mündig werden konnten und können. Die gefährliche Nähe selbst wohlmeinender restriktiver Auslegungen des Postulates auf adäquate Information zur Herrschaftsideologie wird dabei in dieser Geschichte der Massenkommunikation ebenso offenbar wie der enge Zusammenhang von Informationsqualität und -freiheit. Zensur im Namen der Moral erweist sich nur allzuoft als Unmoral vor der wohl gewichtigeren Instanz der menschlichen Kommunikationsbedürftigkeit.

Die Normen der Kulturgesellschaft sind es dabei in erster Linie, welche im Mittelalter den Medieneinsatz bestimmen. Christlich legt diese Kulturgesellschaft das Sein aus, erzwingt Ehrfurcht für das Geschriebene und fasst in der Nachfolge Augustins öffentliche Kommunikation als Mission auf. Dem Extrem an Gesinnungspublizistik, das daraus resultiert, entspricht die geringe Qualität des mittelalterlichen Informationswesens im Vergleich zu früheren Hochkulturen. Zugleich bricht hier schon, zum Beispiel im Investiturstreit, die Problematik jeder religiös motivierten Informationspolitik auf: Im nun entbrennenden publizistischen Kampf um weltliche Machtpositionen wird die Berufung auf Gott und Christus ideologisch, bequemes Alibi für den politischen Durchsetzungswillen. Von der Unverfrorenheit, mit der die Werte der Kulturgesellschaft jeweils in die publizistische Fehde hineingezerrt und dabei zerschossen werden, legt überhaupt dieses Buch beredtes Zeugnis ab.

Auch den Zusammenhang von Publika-

tionsmitteln und Wirtschaft führt Pross immer wieder vor Augen und vermag so die kulturellen Manifestationen der Massenmedien wenigstens dem Nichtfachmann in einem ungewohnten Licht zu zeigen. Die Wirtschaftsgesellschaft, pragmatisch-unbedenklich, hat ja gegen Ende des Mittelalters und in der Neuzeit die Massenkommunikationsmittel immer entschiedener gefördert und zugleich in ihren Dienst genommen. Schon die frühen Zeitungsbücher, Avisos und Corantos beuteten im Stile des heutigen Human-interest-Journalismus Sensationslust und Neugier recht unbedenklich aus. Der Widerstreit zwischen Kultur- und Wirtschaftsteil im selben Presseorgan in einer späteren Ära wiederum beleuchtet ebenfalls die mangelnde Gleichläufigkeit zweier Gesellschaftsdimensionen, an denen die Massenmedien gleicherweise Anteil haben.

Im 20. Jahrhundert schliesslich, von Optimisten «Zeitalter der Information» genannt, wird vollends klar, welche gewaltigen Anstrengungen die Verwirklichung der scheinbar selbstverständlichen Forderung nach freier und adäquater Information im Grunde der Gesellschaft auferlegt. Die Eigendynamik von Kultur-, Wirtschafts- und politischer Gesellschaft verhindern die Erfüllung dieses Kommunikationsideals stets von neuem. Die erste Freiheit der Presse besteht doch darin, sagen etwa die selbsternannten Nachfolger von K. Marx, kein Gewerbe zu sein. Und dieses populäre Postulat, das den Vorrang der politischen vor der Wirtschaftsgesellschaft formuliert, dient ihnen gleichzeitig dazu, die Freiheit der Information überhaupt zu vereiteln, da andernfalls ihre Herrschaft in Frage gestellt werden könnte. Indes, auch die Massenmedien der fortschrittlichen demokratischen Industriegesellschaft verabreichen der Mehrheit ihrer Mitglieder zum Beispiel in ihren Unterhaltungssendungen Leitbilder, also Information, die durchaus nicht auf der Höhe der gesamtgesellschaftlichen Kulturmöglichkeiten sind. Dazu kommt noch, dass der politisch begründete Anspruch auf ausreichende Information unerhört produktionsstarke Publi-

kationsmittel nötig macht. Bei den elektronischen Medien ohnehin, aber auch im Buch- und Zeitungswesen dominiert daher zusehends der technisch-kaufmännische Apparat über die schöpferische Freiheit der in ihm Tätigen. Andererseits wächst die Distanz zwischen diesen neuen publizistischen Grossinstitutionen und dem vielschichtigen Publikum, dessen unterschiedliche Informationsbedürfnisse sie befriedigen sollten, aber in Wahrheit auf weitgehend standardisierte Universalprodukte verwei-

sen. Auch die gewaltig gesteigerte Produktionskapazität der demokratisch institutionalisierten Massenmedien sichert also nicht unbedingt die Erfüllung der Elementarforderung an jedes gesellschaftliche Kommunikationssystem, von der dieses Buch handelt, eben diejenige nach freier und angemessener Information.

Ulrich Saxer

¹ Harry Pross: Moral der Massenmedien, Prolegomena zu einer Theorie der Publizistik, Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln und Berlin 1967.

HINWEISE

In der Reihe *German Studies in America*, herausgegeben von Professor Heinrich Meyer, ist als erster Band eine Textausgabe der «Rubaijat-Dichtung» von *Omar Chaijam* erschienen. Die englische Version der Verse ist von Edward FitzGerald übernommen, die deutsche stammt von *Henry W. Nordmeyer*, der auch die Einleitung geschrieben hat. Omar Chaijam hat im 11. Jahrhundert gelebt. «Rubaijat» hat er einmal «eine epikureische Ekloge in einem persischen Garten» genannt. Von besonderem Interesse dürfte das Nachwort von *Heinrich Meyer* sein, das sich mit den beiden Übersetzern FitzGerald und Nordmeyer näher befasst. Nordmeyers deutsche Version des Gedichts, die einzige poetisch kongeniale, wie Meyer urteilt, war vergriffen und wird hier erstmals wieder vorgelegt (Verlag Herbert Lang, Bern).

*

Als «A Complete Bibliography and Analysis» ist die Studie «The German Bestseller in the 20th Century» von *Donald Ray Richards* im Untertitel bezeichnet: eine literatursoziologische Arbeit von hohem Informationswert, unkonventionell wie nur eine amerikanische Literaturbetrachtung sein kann. Zwei umfangreiche Tabellen orientieren über den Verkaufserfolg von Ludwig Ganghofer bis Thomas Mann: die

Bücher werden nach Anzahl verkaufter Exemplare eingeordnet, während eine zweite Tabelle das Wachstum des Erfolgs in Zahlen festhält. Ein Buch, das die Diskussion um Wirkung und Funktion der Literatur auf solide Grundlagen stellt (*German Studies in America*, Bd. 2, Verlag Herbert Lang, Bern).

*

Erziehungswissenschaftler und Literaturhistoriker werden mit Gewinn zu *Helmut Germers* Untersuchung *The German Novel of Education 1792-1805* greifen. Der Erziehungsroman ist ein Produkt der Aufklärung und wirkt über Zschokke und Pestalozzi bis in die neueste Zeit hinein nach. Helmut Germers Arbeit, in der Reihe der *German Studies in America* erschienen, gibt Einblick in die Haltung der schriftstellernden Volkserzieher (Verlag Herbert Lang, Bern).

*

Von Alexander Solschenizyn, auf den ein Artikel in der «Kulturellen Umschau» dieses Heftes hinweist, sind in letzter Zeit in deutscher Übersetzung erschienen: «Krebsstation», erster Band 1968, zweiter Band 1969 (Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin); «Der erste Kreis der Hölle», S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1968.